

**Zeitschrift:** Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur  
**Herausgeber:** Franz Otto Schmid  
**Band:** 5 (1910-1911)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Neue Beiträge zur Schweizer Geschichte  
**Autor:** Bloesch, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-751379>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Neue Beiträge zur Schweizer Geschichte



zusammenfassend möchten wir hier auf einige neuere Publikationen hinweisen, die uns in letzter Zeit zugegangen sind und erwähnenswerte Beiträge liefern zur Kenntnis der neueren schweizerischen Geschichte. Die Wahl ist dabei gänzlich dem Zufall der Verlagsfundungen überlassen und macht keinen Anspruch auf Berücksichtigung des wesentlichsten, was auf diesem Gebiete geboten wurde in neuerer Zeit.

Einen der interessantesten, wenn auch nicht der wissenschaftlich wertvollsten Beiträge sehen wir in der „Geschichte der Schweizerischen Zeitungs-  
presse zur Zeit der Helvetik“ von Dr. S. Markus\*). Wir stehen heute nicht mehr auf dem Standpunkt, in der Geschichte nur eine Chronik äußerer Geschehnisse zu erblicken; unsere Aufmerksamkeit richtet sich vielmehr auf die „Untertöne“, die bei der großen Melodie der weltgeschichtlichen Taten mit-  
schwingen. Unser Streben geht dahin, die Zeit mit allen ihren intimsten Regungen zu verstehen, das Leben des Menschen einer vergangenen Epoche wieder aufleben zu lassen, ihn in seinem täglichen Handeln und Fühlen zu belauschen; die Zeitgeschichte nicht nur aus der objektiven Distanz zu beurteilen, sondern auch aus dem Gesichtspunkt des Mitlebenden zu begreifen. Nicht umsonst leben wir in einer Zeit, die sich mit ganz besonderer Vorliebe auf zeitgenössische Dokumente, auf Briefe und Memoiren stürzt um daraus die prickelnden Reize des lebendigen Miterlebens vergangener Zeiten zu schöpfen.

Der nächstliegende und reizvollste Weg aber zu diesem Vergnügen geht durch die Zeitungen, diese unscheinbaren Zeugnisse des täglichen Lebens. Da gewinnen wir ganz neue Gesichtspunkte durch die Erkenntnis, was dem Zeitgenossen als das Wesentliche erschien und ihn interessierte, womit er sich be-

---

\*) Dr. S. Markus: Geschichte der Schweizerischen Zeitungs-  
presse zur Zeit der Helvetik 1798—1803. Mit einem Vorwort von Carl Bleibtreu. XXI. u. 358 S. Zürich, Rascher & Cie., 1910.

schäftigte, wie er seine Zeit und ihre Ereignisse beurteilte. Viel zu wenig ist immer noch diese Quelle benutzt worden; aus den Zeitungen einer Epoche läßt sich eine Kulturgeschichte herauslesen, die noch viel zu wenig berücksichtigt worden ist. Der Verfasser des vorliegenden Buches gibt uns noch keinen solchen Einblick in die Zeit der Helvetik, der eine wundervolle Ergänzung zu der großangelegten Aktensammlung bieten würde, aber er liefert einem, der sich diese Aufgabe stellen möchte, das Material dazu, und damit leistet er schon ein schönes Stück Arbeit, das sehr verdienstlich ist. Er gibt uns die Geschichte der Presse, die Entwicklung des Zeitungswesens und vor allem darin höchst interessantes statistisches Material. Die Geschichte der schweizerischen Presse ist ein immer noch ungeschriebenes Buch, so mancher auch schon das dankbare Thema von irgend einem Standpunkt aus in Angriff genommen hat. S. Markus hat nun mit geschicktem Griff eine einzelne und sehr scharf abgetrennte Epoche ausgewählt und mit dieser Beschränkung eine wertvolle Vollständigkeit anstreben können. Was er uns mit seinem Buche bietet, ist, wie gesagt, noch mehr eine brauchbare Materialsammlung, die aber des wertvollen genug liefert, obwohl wir vom Inhalt der einzelnen Zeitungen wenig genug erfahren. Das hat aber auch nicht in der Absicht des Verfassers gelegen und wäre ein unbilliges Verlangen.

Wie eng das Zeitungswesen mit der Entwicklung des Freiheitgedankens verknüpft ist, sehen wir wohl nirgends so schön und drastisch wie gerade zur Zeit der Helvetik. Vor dem Ausbruch der Revolution stand das Erscheinen der Zeitungen unter teilweise, besonders gerade in Bern, äußerst drückenden Zensurvorschriften; kaum aber brachte die Revolution die Preßfreiheit mit über den Jura, so schossen die Zeitungen wie Pilze aus dem Boden. Besaß die Schweiz während des Zeitraums von 1789—1797 nur 65 Blätter, so stieg ihre Zahl während der Zeit der Helvetik in plötzlicher Zunahme auf 120. Im Jahre 1798 allein wurden 43 neue Blätter gegründet. Den Hauptanteil hatten dabei natürlich die Zeitungen, die von 27 im Jahre 1797 auf 84 im Jahr 1798 stiegen. Aber der Aufschwung war nicht von langer Dauer; die Kurzlebigkeit der einzelnen Gründungen, die schon vor der Revolution beobachtet werden kann, nimmt während der Helvetik noch zu. Im Verlauf der Helvetik nimmt die Zensur nach und nach wieder die alte vorhelvetische Form an, und im Jahre 1803 ist die Zahl der Blätter von 120 im Jahr 1798

schon auf 31 herabgesunken. Das sind Zahlen, die eine deutliche Sprache sprechen und einen tiefen Einblick gewähren in das Verhalten der Behörden zu den Zeitungen und Zeitschriften. Markus erwähnt auch manches interessante und vielsagende Detail in dieser Beziehung und zu dem Verhalten der Zeitungen zu den Behörden, wobei man auch damals offizielle und offiziöse Blätter unterscheiden kann. Die wichtigsten Organe erschienen nach wie vor in Zürich, wo auch die hervorragendsten Publizisten lebten. Diesen widmet der Verfasser einen großen und wertvollen Teil des Buches; 13 der wichtigsten Pressevertreter der deutschen und französischen Schweiz führt er uns in knapper Lebensskizze vor Augen, darunter vor allem den bedeutendsten Publizisten, den die Schweiz wohl je hervorgebracht hat, Paul Usteri, dessen Stimme bis zu seinem Tode 1831 im ganzen Schweizerland das größte Ansehen besaß. — Vermißt haben wir bei der Statistik der einzelnen Zeitungen und Zeitschriften die Angabe, wo sich diese heute finden lassen; es wäre damit gewiß manchem Geschichtsfreund ein großer Dienst geleistet. Wenn wir zum Schlusse den Wunsch aussprechen, es möchte eine Geschichte der Presse in derselben Weise für die späteren Jahrzehnte folgen, so sind wir uns wohl bewußt, wie ungeheuer die Schwierigkeiten fast mit jedem Jahre anwachsen. Um so verdienstlicher aber wäre die Inangriffnahme dieser Aufgabe. —

Durch seine Heirat mit Sophie Haller, einer Enkelin Albrecht von Hallers, ist der dänische Dichter Jens Baggesen mit der Schweiz und ihrer Literatur eng verknüpft. Der weichliche übergefühlvolle Sänger der Klopstock nachempfundenen Parthenais hat selbst die Schweiz als seine zweite Heimat betrachtet und sich gern aus seinen ständigen Krankheits- und Geldsorgen zu den Verwandten und Freunden seiner Frau geflüchtet, und der schwärmerische junge Fremdling, bei dem die leichtentzündliche Phantasie gar zu gern „die Rolle des Herzens spielte“, fand merkwürdigerweise bei den praktischen und nüchternen Bernern stets freundliche Aufnahme. Sein Schaffen und sein Leben ist so eng mit der Schweiz verknüpft, daß eine Publikation, die zur Kenntnis des genialischen Menschen einen neuen Beitrag liefert, auch auf die damalige Geschichte der Schweiz interessante Streiflichter werfen muß. Dies trifft nun vor allem auch zu für den jüngst herausgegebenen Briefwechsel Baggesens mit seinem fürstlichen Freund und Gönner Friedrich

Christian zu Schleswig-Holstein, der ein neues interessantes Zeugnis für die damals üblichen Freundschaften zwischen Fürsten und Dichtern bildet \*).

Wenn man die zahlreichen umfangreichen Briefe durchliest, hat man keine leichte Arbeit; der überschwängliche, weitschweifige Stil der Briefe des Dichters spannen die Geduld eines modernen Lesers oft ungebührlich auf die Folter unendlicher Gefühlsausbrüche und Herzensergüsse, und man muß den Fürsten bewundern, daß er immer wieder versucht, durch Übersendung eines detaillierten Fragebogens Baggesen um sachliche Nachrichten zu bitten. Es mag ihm ergangen sein wie uns, die wir interessante Einblicke in die Zeit- und Geistesgeschichte erwarten und stets nur von seinen eigenen Herzensgeschichten erfahren. Im Auftrage des Fürsten reist Baggesen in die Schweiz, besonders um über die damals aufblühenden Erziehungsinstitute Bericht zu erstatten; er fährt nach Wien und nach Paris, wo er die Entwicklung der Revolution aus nächster Nähe beobachten kann, dann weilt er wiederum in der Schweiz und in Belgien, wo er Zeuge der kriegerischen Umwälzungen ist, um dann in sein Vaterland zurückzukehren, wo ihm aber das Glück auch nicht erblühen will. Der Fürst, dessen Freundschaft nach und nach erkaltet war, verschafft ihm die Möglichkeit, im Ausland sich eine Existenz zu suchen. Ungefähr 12 Jahre umfaßt der Briefwechsel.

Gleich im ersten Briefe des Dichters erzählt dieser dem fürstlichen Gönner mit anmutiger Ausführlichkeit seine Begegnung und Verlobung mit Sophie Haller, die er auf dem Thunersee kennen lernt. „Ich faßte die ziemlich kühne Idee, fremd, ohne Titel und Charakter, ohne Vermögen, in dem vielleicht stolzeſten Staate Europens, mich um eine freie Republicanerin, die ohnedem der Stolz ihrer Familie ist, zu bewerben.“ Ein besonderes Interesse beanspruchen die Briefe aus Paris. „Seine Berichte“, schreibt der Herausgeber, „werden tagebuchartig, mitten im Erleben aufgezeichnet, geben sie scharfumrissene Augenblicksbilder von größtem Reiz der Unmittelbarkeit.“ Dennoch greifen wir als Probe nicht einen dieser Berichte aus Paris heraus, sondern den Brief, den er am 15. März 1798 von Villeneuve aus an den Herzog richtete und in dem er den Zusammenbruch der alten bernischen Republik schildert:

\*) Timoleon und Immanuel. Dokumente einer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein und Jens Baggesen. Herausgegeben von Hans Schulz. 464 S. Verlag von S. Hirzel, Leipzig 1910. 10. — Mk.

Nachdem ich in meinem vorigen Brief versucht habe, Ew. Durchlaucht eine wenigstens unparteiische Darstellung der Lage Helvetiens überhaupt vorzulegen, will ich mich in diesem bemühen, Derselben einen treuen und zuverlässigen Bericht von den neuesten Vorfällen im Canton Bern zu liefern.

Die Oligarchie, oder die alte Regierung, eigentlich der geheime Rath und der Kriegsrath, welche (wo nicht in corpore, doch gewiß individualiter) von Engelland bestochen, während der ganzen Revolution die Emigranten thätiger unterstützt als vielleicht irgend eine andere Macht, und durch geheime Verbindungen mit den bedeutendsten Contrarevolutionisten unter ihnen, mit Barthelemi etc.: hauptsächlich aber vom Anfange an durch entfernte Finanzstreiche Frankreich vielleicht mehr geschadet, als die gesammte offenbare Coalition, erhielt eigentlich durch den 18ten Fructidor (der meisterhafteste Despotenstreich, den ich in der Geschichte kenne) seine Todeswunde. Ich war damals in Bern selber Augenzeuge der übelverborgenen Angst, die dabei gewisse Senatoren befiel — und ich benutzte den Moment um ihnen heilsame Winke und Rätze zu geben, wofür sie mir dankten — nachher arretiren ließen — und zu spät nachher wieder Protestationen machten. Als Barthelemis Sturz keine unmittelbare Folge für ihre Ruhe hatten, schlummerten sie wieder ein, und weit entfernt sich durch die Gährungen hier im Pays de Vaud wecken zu lassen, trafen sie Maasregeln, als wenn es nie eine französische Republik in der Welt gegeben hätte. Ihre Zeitung (die von jeher unter allen in Europa die für Frankreichs neue Regierung beleidigendste war) spottete noch über die Romantische Revolution als die Truppen schon im Lande waren.

Die Note des Ministers Mengaud schien ihnen endlich auf einmal die Augen zu öffnen — allein es war, um sie wieder für ewig zu schließen. Sie fanden sich auf einmal am Rande des Abgrunds, und erwarteten nicht den Stoß, sondern stürzten sich hinab von selbst, indem sie vor 14 Tagen plötzlich ein neues provisorisches Gouvernement, von einigen Gliedern des alten, und Deputirten aus den Städten und vom Lande zusammengesetzt, an der Stelle ihres kleinen und großen Rathes einführten.

Nach der Liste von dem Personale, die man mir zugesandt, bin ich sehr geneigt zu glauben, daß sie sich durch diesen Sturz emporzuheben gedacht haben. Der fallende Ball war aber zu alt, um Elasticitet genug dazu zu haben — und was auf den Boden fiel blieb liegen. Es wird dies der Fall jeder zu späten Abdanfung seyn. Der längsthändige Artaxerges, der dem Volke in unsern Zeiten auch nur die Spitze seines kleinsten Fingers hingiebt, ist verlohren.

Die kleine Bürgerschaft, die das ihrige zu diesem freiwilligen Sturz beigetragen hatte, triumphirte am Rande des nehmlichen Abgrundes, ohne zu bemerken, daß sie auf einem sich bald ablösenden unterminirten Boden stand. Aristocratischer noch als die Oligarchie selber, hatte sie diesen Sturz mit ungeduldiger Sehnsucht erwartet, um an der Stelle der Gestürzten das übrige Volk zu beherrschen, dumm genug um sich einzubilden, daß die Bauern mit den sieggewohnten französischen Armeen fertig werden würden. Diese hatten schon Freiburg und Solothurn genommen und waren im Anmarsch gegen Bern. Die Unordnung, Verwirrung, die Schiefheit, Blindheit und Tollheit von allen Seiten, die jetzt zum Vorschein kam, ist beispieillos — und liefert einen abscheulichen Beitrag zur eckelhaften Geschichte der heutigen Menschheit. Die siegreichen Armeen aus Italien und vom Rhein, unter Anführung Brunes und Schauenburgs, nähern sich schnaubend vor Rache einer Stadt, wo sie unermessliche Beute erwarteten — und — trotz ihrer unverhältnismäßigen Anzahl, trotz ihrer Kriegsbildung, Kriegserfahrung, und allen neuen Beyspielen ihres Glücks — beschließt man, es mit ihnen aufzunehmen, und stellt ihnen schlachtunkundige Bauern, von schlechten Offizieren, ohne General, irre geführt, wie Schaaf ohne Schäfer, auf die wahnfinnigste Weise hier und dort vertheilt,



entgegen. Die Stadt wird in Belagerungsstand gesetzt, die desorganisirten Truppen, die schon ausgerückt waren, kommen Bataillonweise zurück. Die provisorische Regierung beharrt indessen auf seinem von den Kleinbürgern und Bauern unterstützten Entschluß sich zu vertheidigen. Glauben Sie aber ja nicht, mein gnädiger Herr! daß sich hierin auch nur der mindeste an Leonidas erinnernde Heroismus mischte. Hier kraftlose Resignation, dort gemeine Verzweiflung, Schadenfreude der gegeneinander mehr als gegen den gemeinschaftlichen Feind erbitterten Partheyen, trasse Unwissenheit der Bauern, die man noch dazu seit Jahren fanatisirt hatte, Kopflosigkeit im figürlichen und unfigürlichen Sinn, und eine allgemeine Betäubung erklären, leider! nur gar zu hinlänglich diese Bravoure — die am Ende sich doch nur als Bravade bewährte.

Zwei blutige Treffen waren schon geliefert, worin zuverlässig 2000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben — Die Sieger näherten sich der Stadt in 3 Colonnen — Man holte allen Wein aus den Kellern heraus, und stellte die Fässer an den Ecken der Straßen, wo die in der größten Unordnung herein und herausströmenden Bauern sich betranken, häufte Brod und Käse auf an den Stadthoren — wobei Leute herumliefen und ausriefen: jezt geht alles gut; die Franzosen weichen überall — in demselben Augenblick zeigten sie sich schon auf der nächsten Anhöhe — Dicht vor der Stadt erst wurde die Übergabe beschloßen — so spät, daß der General nicht verhindern konnte, daß die Husaren hinstürmten und plünderten.

Während den verlaufenden Treffen wurden Greuel aller Art begangen. über 20 Offiziere wurden von ihren eigenen Truppen massacrirt — überall schrie man Verrat — Bernertruppen feuerten auf Bernertruppen — die Franzosen plünderten und schändeten indessen im Bezirke rings um die Stadt. Orders und Counterorders wurden zu gleicher Zeit gegeben — niemand wußte woher, niemand wohin. Als die Stadt sich endlich übergab, war das Entsetzen unbeschreiblich. Die Bauern, die sich verraten glaubten, drohten alle Bürger der Stadt zu massacriren, und die Stadt selbst anzuzünden. Zu ihrer Raserei trug der Umstand vieles bey, daß viele in ihren aus dem Zeughaus geholten Cartouschen statt Pulver, Sand, Kley, und Sägspäne fanden. Verschiedene meiner Bekannten und Verwandten sind umgekommen; der einzige Berner, der sich dabei mit Römergeist zeigte, war mein Onkel, der Rathsherr Herbort, der im 60sten Jahre, als er vom Rathhaus zu Hause gieng und die entsetzliche Unordnung sah, ausrief: ich will es nicht überleben, und sich eine Pistolenkugel durch den Kopf brannte. Unter den Bauern vom Oberland haben viele ächten spartanischen Muth bewiesen. So fand einer meiner Freunde auf dem Schlachtfelde bei Neuenegg einen Vater hingestreckt zwischen seinen beiden ebenfalls hingestreckten Söhnen. Die Weiber, wovon einige sogar bewafnet unter den Truppen waren, drohten jeden todzuschlagen, der wich, und man versichert von dreyn, daß sie ihre flüchtenden Männer wirklich getödtet. In der Stadt waren es auch die Weiber, die zwar aus den besten Familien, die sich während der letzten 8 Greueltagen am würdigsten betrugten. Sie hatten sich versammelt, 300 an der Zahl, worunter meine beyden Schwiegerinnen, auf dem Rathhaus des äußern Standes, um unaufhörlich für die Vertheidiger des Vaterlandes zu arbeiten, Hemden und Binden zu nähen, und Charpieen zu machen, und pflegten die zurückgebrachten Gequetschten. Sie hatten dabei einen Prediger erwählt, der Vormittags und Nachmittags durch religiöse Ermunterung sie unterhielt.

Der regierende Schultheiß v. Steiger (Helvetiens Pitt; aber in edlerer Bedeutung) ein alter ehrwürdiger Greis, den ich hoch verehere, aber fanatischer Politiker im alten Geiste, der einzige große Staatsmann in der Schweiz, der aber durch seine Hartnäckigkeit in Ansehung der geglaubten Zuverlässigkeit einer vollständigen Gegenrevolution in Frankreich und

des Wiederemporkommens der königlichen Familie, seinem Vaterlande, trotz aller persönlichen Uneigennützigkeit, diese Catastrophe zubereitet, ist geflüchtet — vermutlich nach Berlin.

Ich zweifle sehr an die baldige Realisirung der jetzt letzten einzigen Hoffnung der geschändeten Alpen: der einen und unzerteilbaren Helvetischen Republik. Ich fürchte nicht nur, daß geheime Artikel des geheimen Traktates zu Campoformio — sondern hauptsächlich daß die unglaubliche Heterogeneität der kleinen Schweizerstaaten, und die Erbitterung der einen gegen die andern, die der Aufstand in Pays de Vaud, und der Krieg, noch erhöht haben, diese Hoffnung, wo nicht ganz vereiteln, doch auf späte Zeiten hinter der zuerst zu passirenden Erschöpfungs- und Armutsbrücke, verschieben dürfte. Ich glaube noch immer, daß dies Land (Pays de Vaud) der ungeheuren ihre Kinder verschlingenden Republik einverleibt wird. Was gewiß ist, ist gänzliche Verarmung des ganzen wohlhabenden Helvetiens. Die Franzosen werden gewiß alles Geld daraus zu ziehen wissen — Der Wein wird keine große Ressource mehr seyn können — und ohne Schatz kann der Canton Bern sich nicht ernähren. Durch die Renten in Frankreich sind die Städte und Gutsbesitzer schon halb ruinirt, der Krieg hat ihnen den letzten Stoß gegeben — und durch die zu erwartenden Contributionen werden sie ganz zu Grunde gehen. —

Es. Durchlaucht werden meinem Herzen zutrauen, daß ich durch dies alles schmerzlich gelitten habe. Ich bin seit Anfang dieses Jahres, trotz meiner sehr unangenehmen Privatlage nicht unthätig gewesen — ich habe meine Revolutionsschule vollendet. Aber mit tröstendem Selbstbewußtsein darf ich sagen, daß meine Thätigkeit nicht ohne Nutzen — und ganz ohne Schaden gewesen ist. Auch habe ich mir durch mein Betragen eine Achtung und Liebe in diesem Lande erworben, daß ich demahlen als Fremder in einem schlechterdings einzigen Fall bin — in dem nemlich: hier zu seyn, und von den Edelsten aller Parthenen das unbedingteste Zutrauen zu genießen. —

Ein Lebensbild, das auch für die schweizerische Geschichte von Bedeutung ist, verdanken wir Dr. Ernst Eschmann, der endlich dem Zürcher Malerdichter David Heß die Würdigung zuteil werden läßt\*), die ihm längst zukam. David Heß ist eine der lebenswürdigsten und markantesten Persönlichkeiten seiner vielbewegten Zeit und verdient als solche immer mehr der Vergessenheit entrissen zu werden, mehr noch als seine dichterischen und zeichnerischen Werke, in denen er nur zuweilen über den Dilettantismus sich erhob. Was unsere Zeit ihm besonders zu danken hat, ist das Aufblühen des künstlerischen Lebens in der Schweiz, die Gründung und unentwegte Förderung der Künstlergesellschaft. Aber auch als Schriftsteller verdient er neben Martin Aleri und Ulrich Hegner seinen ehrenvollen Platz und sein Salomon Landolt darf, ganz abgesehen davon, daß er Gottfried Keller zu einer der reizvollsten Erzählungen angeregt hat, füglich auch heute noch auf dankbare Leser zählen. Daß die Biographie eines Mannes, der mitten in den Ereignissen des Tages während der bewegtesten Zeiten stand, auch für

\*) David Heß (1770—1843). Sein Leben und seine Werke von Ernst Eschmann. Aarau, Sauerländer, 1911.



die damalige Geschichte von großem Wert ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Eschmann hat es verstanden, uns den liebenswerten Kunstfreund lebendig vor Augen zu führen, und mit warmer Begeisterung sein Bild zu zeichnen, so daß wir der begabten, anregenden und harmonischen Persönlichkeit dieses Freundschaftskünstlers selbst in befreundete Nähe gerückt werden. Wir haben an David Heß durch die Darstellung Eschmanns einen guten Freund gewonnen, und das ist ein Gewinn, den uns nicht manches Buch bringt.

Ein anderes Lebensbild macht uns mit dem aargauischen Landammann Edward Dorer-Egloff bekannt\*), der seiner engeren und weiteren Heimat als tüchtiger Staatsmann lange Jahre bis zum Anbruch der neuen, nicht ohne gewalttätige Erschütterungen möglichen Umgestaltung große Dienste leistete; daneben aber als Privatmann seinen künstlerischen Neigungen folgend, sich mit Eifer und mit hingebender Begeisterung mit literarischen Fragen und vor allem mit seinem Ideal Goethe, beschäftigte, nicht nur als Liebhaber, sondern mit ernsthafter, eindringender Arbeit. Landammann Dorer ist der Vater des Dichters Edmund Dorer, und als solcher ist ihm auch diese Biographie zuteil geworden, aus der Feder Schellenbergers, der über der Vorbereitung einer Lebensbeschreibung des Dichters den Stoff zur Kenntnis des Vaters zu einem eigenen Lebensbilde anschwellen sah.

Zur engern Basler Geschichte, bietet wie jeder frühere, so auch der Jahrgang 1911 des Basler Jahrbuchs\*\*) eine Fülle wertvollen Materials. Als eine nicht nur für Basel verdienstliche Studie möchten wir vor allem aus den Aufsatz E. Majors über „Basler Hausrat im Zeitalter der Spätgotik“ erwähnen, der kulturgeschichtlich manchen Aufschluß bringt und auch sprachlich viel beherzigenswertes enthält. Von besonderem Interesse ist auch ein Brief, in dem Jakob Burckhardt sich über sein Verhalten zu den Schweizer Verhältnissen vor dem Sonderbundskriege ausdrückt. — Für Basels Geschichte das bedeutsamste Werk ist aber die eingehende und man darf wohl sagen abschließende Darstellung der dreißiger Wirren\*\*\*), die im vorigen Jahrhundert den

\*) Dr. H. Schellenberger, Edward Dorer-Egloff (1807—1864). Aarau, Sauerländer, 1911.

\*\*) Basler Jahrbuch 1911. Herausgegeben von A. Burckhardt-Finsler, Albert Geßler und August Huber. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1911.

\*\*\*) Die Dreißigerwirren des vorigen Jahrhunderts im Kanton Basel. Von August Bernoulli. Herausgegeben von der Neujahrsblattkommission. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1910.

Kanton in zwei Halbkantone auseinandergerissen haben. Der Umschwung, der nach der Julirevolution in der ganzen Schweiz einsetzte, ging überall, als eine notwendige Folge der Entwicklung ohne große Streitigkeiten vorüber, einzig in Basel führte der Kampf der Parteien, der Gegensatz von Stadt und Land, zu einem eigentlichen Bürgerkrieg, der mehrere Jahre lang das unglückliche Land in bedauerlicher Aufregung erhielt, zu blutigen Zusammenstößen führte und Wunden schlug, die eine lange Zeit kaum ganz zu heilen vermochte. August Bernoulli ist es in anerkennenswerter Weise gelungen, die äußeren Geschehnisse und die begleitenden Umstände in vorurteilsfreier Weise darzustellen; ein beharrlicher Fleiß hat eine Menge wertvollen Materials zusammengetragen, und ein taktvoller und geschmackvoller Sinn hat es zu einer angenehm lesbaren Darstellung zu formen verstanden; eine Aufgabe, die bei solchen noch nicht allzufern gerückten Ereignissen nicht leicht zu lösen ist.

Hans Bloesch

## Aus meinem Spruchbrevier

Von Emil Hügli

### Weltbuch

Da liegt die Welt — ein aufgeschlagenes Buch!  
 Sieh her, der buntsten Bilder gibt's genug —  
 Doch willst du nicht beim Anfang enden,  
 Mußt fleißig du die Blätter wenden.

### Ziel und Entschluß

Armer Mann — nein, ärmster Mann,  
 Der sein Ziel nicht mutig wählen kann!  
 Sich entschließen bringt Genuß,  
 Fröhlich stimmt der redliche Entschluß.

### Maßstab

Des Arbeit hat nur wenig wert,  
 Der nicht die Arbeit anderer ehrt.